



dot
books

Anna
Valenti

DAS GLÜCK
DER STERNEN
TOCHTER

Roman

der Collegezeit und wusste, dass sie auch biestig und arrogant sein konnte. Niemals aber war sie ihr gegenüber in dieser Weise aufgetreten. Sicher, Vic war verwöhnt, war es gewohnt, auf der Stelle zu bekommen, wonach es ihr verlangte. Ihre Trotzreaktion auf die Ablehnung Christopher O'Connells war typisch gewesen. Aber Vic konnte auch ein guter Kamerad sein, kannte keine Angst, war beim Reiten die Wagemutigste und hatte ihr oft mit Rat und Tat zur Seite gestanden, wenn es um Gefälligkeiten ging. Pferd und Wagen für die Gosslers zu einem lächerlich geringen Preis abzugeben war keine Frage für sie gewesen. Persönlich hatte sie mit ihr gemeinsam beides überbracht.

Nur als Carol kam, in meine Nähe kam, als ich anfang, sie zu mögen, da war die Veränderung deutlich zu spüren, fiel ihr ein. Oft war Vic wie sonst auch, wenn wir uns trafen, aber sie machte aus ihrer Abneigung gegen Carol keinen Hehl, und sie war auch ein wenig eifersüchtig. Zum ersten Mal machte Virginia sich das in dieser Klarheit bewusst.

»Wer könnte noch geplaudert haben? Ethel und Linda können wir ja wohl ausschließen«, hörte sie Barnickle sagen.

»Bestimmt«, bestätigte Thomas. »Ethel ist so froh wie ihre Mutter, dass sie diese Chance erhält. Und die beiden wissen genau, dass es zu Ende ist, wenn sie darüber sprechen.«

»Aber vielleicht hat jemand hier aus eurem Haus etwas verlauten lassen«, gab der Reverend zu bedenken. »Es ist doch sicher bemerkt worden.«

Virginia schüttelte den Kopf. »Ethel bekommt von mir Bücher und Lehrmaterial und erarbeitet sich alles selbst. Sie braucht mich kaum. Ich habe dergleichen nie erlebt. Ich habe sie als Mädchen genommen, als meine persönliche Bedienung sozusagen. Sie hat ihr Zimmer neben meinem. Jeden Abend sitzt sie bis tief in die Nacht über den Büchern. Wenn sie eine Frage hat, stellt sie sie mir beim Kämmen, beim Ankleiden, beim Staubwischen.«

Barnickle war beeindruckt. »Und das bleibt unbemerkt?«

»Alle wissen, dass Ethel gern liest und lernt. Und das ist nicht verboten in unserem Land.«

Der Reverend saß mit gesenktem Kopf in seinem Sessel und hielt die Kaffeetasse in beiden Händen.

»Nun, Reverend«, forderte Tom ihn auf, »was denken Sie über die Sache? Kann es sein, dass Victoria die Ethel-Geschichte ausgeplaudert hat?«

Barnickle hob langsam den Kopf. »Heutzutage ist nichts unmöglich«, sagte er leise.

»Reverend, was ist los?« Virginia war ehrlich besorgt um ihren alten Freund. Resignation und eine nicht mehr zu übersehende Deprimiertheit schienen zunehmend von ihm Besitz zu ergreifen.

»Wo man hinschaut«, fuhr Barnickle traurig fort, »nur Unberechenbarkeit und Egoismus. Jetzt bin ich schon so lange hier in meiner Gemeinde, und was habe ich erreicht? Es gibt Übergriffe, wenn ein begabtes schwarzes Mädchen in eine Schule aufgenommen wird; Übergriffe, wenn sie nur privat von einer weißen Lehrerin unterrichtet wird. Es ist, als hätten wir nichts dazugelernt; als wäre die Lincoln-Proklamation zum Ende der Sklaverei nie verkündet worden; als gäbe es die drei Verfassungszusätze zu den Bürgerrechten gar nicht. Als ob der Grundsatz ›Getrennt – aber gleich!‹ irgendwo festgeschrieben wäre – wenn man ihn schon von unserem obersten Bundesgericht hören

muss!« Nach diesem langen Monolog senkte der Reverend erneut den Kopf. Er sah sehr müde aus. Langsam trank er einen Schluck Kaffee.

Alle waren betroffen, nicht nur von diesen Ausführungen, sondern auch angesichts der Mutlosigkeit ihres sonst so engagierten Freundes. Die Mellinors konnten sich nicht daran erinnern, ihn jemals so erlebt zu haben.

»Reverend Barnickle«, Tom hatte als Erster die Sprache wiedergefunden, »es tut mir leid, dass es Sie so mitnimmt. Das wollten wir sicher nicht.«

Virginia schaute dankbar zu ihm hinüber.

»Lass nur, Tom«, entgegnete der Reverend, »ich bin froh, dass ich hier bei euch bin. Wenn es auch komisch klingen mag: Es erleichtert mich, das einmal loszuwerden.«

»Ich verstehe«, antwortete Tom, »und Sie haben sicher in vielem recht. Aber sehen Sie: Am 3. November ist nicht nur ein republikanischer Präsident ins Weiße Haus gewählt worden – der übrigens auch hier, in unserem Staat, die Mehrheit erreicht hat –, sondern auch der erste republikanische Gouverneur, den wir je in Kentucky hatten! Ist das nicht auch ein Hoffnungszeichen? Die Demokraten sind zerstritten. Sie merken, dass sie an Zulauf verlieren.«

»Ja«, gab Barnickle zu, »ich begrüße das genauso wie du, Thomas. Allerdings haben die Demokraten nach wie vor die Mehrheit in unserem Landes-Parlament. Es wird harte Auseinandersetzungen mit dem Gouverneur geben. Und die Wahl von Präsident McKinley wird diese Auseinandersetzungen noch verschärfen ... Trotzdem, es ist ein Anfang«, fügte er hinzu. »Ein Republikaner in Washington und einer in Kentucky! Und die Demokraten, wie Tom richtig bemerkte, heillos zerstritten.«

Virginia schenkte Kaffee nach und verteilte die Schokoladentorte.

Barnickle gab mehrere Stücke Zucker in seine gefüllte Tasse. »Köstlich!«, sagte er. »Beides. Du weißt, wie du einen alten Mann erfreuen kannst, Virginia.«

»Die republikanische Partei allerdings ist nicht mehr dieselbe«, bemerkte Thomas. »Sie ist zunehmend wirtschaftsorientiert. Sie verdankt ihren Wahlsieg den Geschäftsleuten, den Unternehmern, den reichen Farmern und den gelernten Arbeitern und Angestellten.« Er zuckte mit den Schultern. »Manchmal erkenne ich Lincolns Partei nicht mehr wieder. Schließlich wurde sie einmal als politische Bewegung gegen die Sklaverei gegründet.«

»Im Süden waren wir damals verhasst als die Negerfreunde und die Sklavenbefreier«, antwortete der Reverend gedankenverloren. »Dort regieren seit dem Bürgerkrieg die Demokraten, die immer für die Sklaverei waren.«

»Die Demokraten folgen jetzt der Strategie, sich als Anwalt der kleinen Leute aufzuspielen. Befürwortung der Sklaverei, beziehungsweise der Rassensegregation, und Härte in der Indianerfrage reichen nicht mehr aus, um gewählt zu werden. In den Großstädten des Nordens finden sie großen Zulauf bei Arbeitern, bei armen Einwanderern. Und sie machen zunehmend Front gegen Industriekartelle und sogenannte Eisenbahnbarone.«

»Es scheint sich alles umzukehren – in gewisser Weise.«

»William Kirby«, warf Virginia nachdenklich ein, »er sagte so was in der Richtung. In Bezug auf die Schule, meine ich. Um zum Thema zurückzukommen. Er meinte, es sei tatsächlich an der Zeit, dass arme begabte Kinder ihre Chance bekommen. Er werde helfen,

das Projekt, selbstverständlich ›in den richtigen Bahnen‹, wiederzubeleben. So als wäre die Schule in der Zwischenzeit gestorben.«

»Für ihn war sie das«, stellte Tom fest.

Virginia nickte.

»Das ist es, was ich meine.« Barnickle war aufgebracht. »Sie ›unterstützen‹ die armen Leute aus reinem Eigennutz. Um Wähler zu gewinnen. Ich nehme an, Kirby ist Demokrat«, fügte er hinzu.

»Natürlich«, bestätigte Virginia, »ein Parteilfreund meines Bruders Joseph.«

»Apropos«, erkundigte sich Tom, »wie weit ist er eigentlich damit?«

»Bei dieser Wahl ist er nicht aufgestellt worden. Aber er will beim nächsten Mal unbedingt dabei sein. Und am liebsten gleich ins Parlament nach Washington.«

»Wow!« Tom pfiß durch die Zähne. »Hochgesteckte Ziele.«

»Lassen wir Joe«, bat Virginia. »Ihr meint also, Victoria war die undichte Stelle? Ich weiß einfach nicht mehr, was ich denken soll.«

Sie sah Barnickle an. »Sie kennen sie seit ihren Kindertagen, John.«

»Ich traue es ihr zu«, bekannte der Reverend. »Sie kann sehr nett sein, immer wenn es nicht wehtut. Oder wenn sie jemanden braucht. Aber sie hat auch ein hohes Maß an negativer Energie. Dann wird sie beinahe fanatisch.«

»Carol«, sagte Virginia gedankenverloren. »Victoria mochte sie nie ...«

»Du weißt, dass Carol bei deinen Eltern war?«

»Nein.« Virginia schüttelte den Kopf. »Ich habe sie nicht mehr gesprochen, bevor sie zu Nicky gefahren sind.«

»Sie hat ihnen ihre Geschichte erzählt – so wie sie wirklich war.« Virginia blickte überrascht auf den alten Geistlichen. »Ich war zufällig dabei. Und ich kann nur wiederholen, was ich eben schon gesagt habe: Victoria hat ein hohes Maß an negativer Energie.«

»Sie meinen, Vic hat Carol verleumdet.«

»So ist es wohl.«

Tom, der sich an dieser Stelle des Gesprächs bewusst zurückgehalten hatte, sagte jetzt: »Carol war auch hier bei uns. Sie wollte meine Frau sprechen. Aber Ginia war noch nicht so weit. Der Vertrauensbruch ...«

»Ja«, sagte der Reverend, »so haben es Luis und Kathy auch gesehen. Es war schlimm für sie. Aber die Regeln drüben in Deutschland, ihr könnt euch das nicht vorstellen.«

Virginia sah ihn aufmerksam an. Inzwischen wirkte sie ruhig und gefasst, wie jemand, der das, was er auf dem Herzen hatte, losgeworden ist.

»Ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind, Reverend Barnickle«, sagte sie, als der alte Mann sich erhob. »Ich vermisse Carol.«

»Sie wird zu dir kommen. Bestimmt.«

Kapitel 5

Zwei Tage vor dem Jahresende, ganz wie Luis es versprochen hatte, kam er mit dem Buggy, um Carol abzuholen. Jim hievte die Truhe auf die Gepäckablage, transportierte den Hausrat und die Hühner mit dem Conestoga und führte auch die Kuh, die Franz Carol geschenkt hatte, hinter dem voll beladenen Wagen mit. Carol ritt auf Silver Star langsam hinterher. Als sie in den schmalen Weg zu Luis' und Kathys Haus einbogen, machte ihr Herz einen Freudensprung – endlich, endlich war sie zu Hause!

Am letzten Abend des alten Jahres waren Amy und Gab noch einmal in das Farmhaus zu Luis und Kathy eingeladen worden. Es war zugleich das Abschiedsfest für die beiden Freunde, die schon kurz vor dem Weihnachtsfest auf die Plantation umgesiedelt waren. Virginia hatte dort, in ihrem eigenen Haus, eine Wohnung – zwei Zimmer, eine winzige Küche und eine Badestube – eingerichtet. Das alles lag im Erdgeschoss, gegenüber der großen Küche. Die übrigen Hausangestellten hatten ihre Unterkünfte in den renovierten ehemaligen Sklavenquartieren; Amy und Gab jedoch wollte Mrs Mellinor in ihrer unmittelbaren Nähe wissen, nicht nur, weil ihre alte Kinderfrau nun bald für ihr Kind sorgen sollte. Es war ein Ausdruck großer Dankbarkeit, der sich in der hübschen Ausstattung der kleinen Wohnung und in ihrem Komfort widerspiegelte. Als Amy sie besichtigte, nahm sie ihren Liebling denn auch gerührt in den Arm und sagte: »Wenn mein alter Gab das sieht – er wird's nicht glauben!« Virginia aber war glücklich, dass sie ihre Zuneigung auf diese Weise ausdrücken konnte.

Amy und besonders Gabriel wurden dadurch erheblich über ihren Auszug aus Luis' altem Farmhaus hinweggetröstet, zumal die alte Bess nun eine moderne Box in Mellinors Stall beziehen würde. Sie war im Großen und Ganzen auf das Gnadenbrot gesetzt; sich von dem Tier zu trennen wäre Gab nie in den Sinn gekommen.

An diesem letzten Abend bei Luis wurde noch einmal über die alten Zeiten gesprochen, vor allem über den Bürgerkrieg. Als sie zusammen vor Fredericksburg in Virginia gelegen und gewusst hatten, dass General Lee hinter der Mauer seine Kompanien postiert und mit freiem Schussfeld nur auf den Angriff der Nordstaatler wartete, da habe er gebetet, sagte Luis. Es klang ganz schlicht. Das Gebet wurde erhört, Gab hatte den verletzten Freund aus der Gefahrenzone getragen.

Und später, vor Petersburg, als so viele von ihnen in die eigene Falle gelaufen seien, das sei ähnlich schlimm gewesen. Von einer aus Bergleuten zusammengesetzten Kompanie war ein Tunnel gegraben worden, unter den Linien der Konföderierten hindurch, der dann gesprengt wurde. Teile der Konföderierten waren vom Schutt begraben worden, andere geflohen. Aber dann habe man in dem selbst gesprengten Krater in der Falle gesessen. Einige der Unions-Offiziere hatten ihre Truppen durch den Krater, statt um ihn herum

geführt. Aber wie sollten sie ohne Leitern den hohen Kraterrand erreichen? Luis und Gab, die zu denen gehörten, die den Gegenangriff der Konföderierten beiderseits des Kraters parieren sollten, hatten die Rufe der am Kraterrand postierten und auf die Eingeschlossenen feuernenden Rebellen gehört: »Nehmt die Weißen gefangen! Tötet die Nigger!«

An dieser Stelle setzte Kathy allem energisch ein Ende. Luis legte ihr seine Hand auf den Arm und gab ihr recht.

»Aber«, setzte er zur Erklärung an, »da geht etwas zu Ende, Kathy. Mein alter Freund Gab verlässt mich nach den vielen Jahren hier auf der Farm, um bei meiner Tochter aufs Altenteil zu gehen. Und seine Amy, die immer auch deine Amy war, nimmt er mit. Deshalb musste ich ihm noch einmal danken, denn ohne ihn säße ich nicht mehr hier bei dir.«

Gab lachte dazu und protestierte nur wegen des »Altenteils«, auf das Luis ihn schieben wollte; Kathy wandte sich an Amy und dankte auch ihr an diesem letzten Abend für ihre Dienste und für ihre Freundschaft. »Dafür vor allem.«

»Die Freundschaft bleibt dir«, erwiderte Amy herzlich, und Luis fügte mit einem Augenzwinkern hinzu: »Nun, die Dienste waren für Kathy mindestens ebenso wichtig. Schon als ich sie kennenlernte, hat sie ganz nach Art der Amerikanerinnen gelebt, und das heißt: bequem und komfortabel.«

Kathy drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Er aber sagte: »Die Frauen in Deutschland, die mussten ganz anders ran. Aber mir war's recht. Eine ausgeruhte Frau ist doch eine prima Angelegenheit, für den Mann allemal und auch für die Kinder. Was meinst du, Carol?«

Carol bestätigte ihm beides. Als der Abend herangekommen war, war sie wegen der bevorstehenden Begegnung doch ein wenig in Unruhe gewesen, aber schon beim Eintritt der beiden Gäste eines Besseren belehrt worden.

»Ich wusste es doch!«, sagte Amy auf Deutsch und nahm sie in die Arme. Carol drückte sie an sich und gab Gab die Hand. »Es tut mir so leid, ich hätte euch alles erzählen müssen.«

Mehr wurde nicht gesagt, und es war auch nicht notwendig.

Gemeinsam genossen sie das von Carol zubereitete Neujahrsdinner. Selbst Gabriel, der immer unruhig war, wenn er mit den Weißen am Tisch saß, schien locker und gelöst an diesem letzten gemeinsamen Abend auf der Farm. Joseph, der für ihn die größte Gefahr darstellte, feierte mit seiner Familie. Erst am nächsten Tag waren Luis und Kathy bei ihrem Sohn eingeladen. Sie waren schon beim Kaffee am Kamin angelangt, als es an der Tür klopfte. Amy stand auf und öffnete. Joseph junior sah sie herablassend an, blickte demonstrativ an Gabriel vorbei und ging auf seinen Großvater zu. »Ich wollte Guten Abend sagen und ein gesundes neues Jahr wünschen, Grandpa.« Er verbeugte sich in Richtung seiner Großmutter. »Ich freue mich, dich zu sehen, Grandma! Auch dir ein gutes neues Jahr.«

Höflich und formvollendet, dachte Carol unwillkürlich. Es hat etwas Künstliches, etwas Aufgesetztes. Ich möchte ihn schütteln, um zu sehen, ob er lebt. Joseph verbeugte sich steif in ihre Richtung, sagte aber nichts. Sein 16-jähriger Bruder Jefferson, der ihm gefolgt war, tat es ihm nach. Im Gegensatz zu dem Älteren verbarg er seinen Schreck über den Anblick